

CHRISTOPHER F. ZURN

Einleitung

Die Theorie der Anerkennung ist mittlerweile ein bewährtes und ausgereiftes philosophisches Forschungsparadigma. Sie beeinflusst Entwicklungen in anderen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften und wird gleichfalls von diesen geprägt.¹ Sie gründet in einem Kernbestand von Begriffen und Annahmen, einer Reihe scharf umrissener Grundthesen, verhältnismäßig gut begründeter Methoden für den Umgang mit konzeptionell offenen Fragen sowie einer Anzahl pointierter Diskussionen um bestimmte Behauptungen und Begriffe. Als einem philosophischen Paradigma fehlt ihm jedoch jener tiefsitzende Konsens – u. a. hinsichtlich anerkannter Techniken und Methoden, der Unterscheidung offener von geklärten Fragen, allseits akzeptierter Hintergrundannahmen –, den oftmals Paradigmen im Bereich der Naturwissenschaften auszeichnen. Dennoch ist die Theorie der Anerkennung gegenwärtig auf einem umfassenden Forschungs- und Untersuchungsfeld produktiv, der die Bereiche von Ontologie, Erkenntnistheorie, Moralphilosophie, politischer Philosophie, Gesellschafts- und Handlungstheorie, Rechtsphilosophie, philosophischer Anthropologie und Geschichte der Philosophie umfasst. Der vorliegende Band versammelt eine Reihe von Abhandlungen, deren Verfasser in prominenter Weise auf dem Feld der Anerkennungstheorie arbeiten, und bietet einen einmaligen Einblick in die Tiefe und Vielfalt der philosophischen Forschung zu diesem Thema. Sein besonderer Wert liegt darin, dass er die Ergiebigkeit demonstriert, der im Austausch und Dialog zwischen jenen besteht, die eher von historischen Quellen her arbeiten, und denen, die von zeitgenössischen Untersuchungen ausgehen. So sind wir der Überzeugung, dass sich die Philosophie der Anerkennung nur durch die gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber den historisch gewonnenen Einsichten sowie die gewissenhafte Berücksichtigung sowohl der Eigenart zeitgenössischer Debatten in der Moral-, Sozial- und politischen Philosophie als auch des moralischen, gesellschaftlichen und politischen Lebens weiterentwickeln lässt. Um die Beiträge dieser Aufsatzsammlung verorten zu können, möchte ich einen Überblick über die verschiedenen geschichtlichen Wurzeln des gegenwärtigen Paradigmas geben (I), die gegenwärtige Konstellation in der politischen Philosophie, der Moral- und Sozialphilosophie darstellen, auf welche die Anerkennungstheorie als Antwort verstanden werden kann (II), darauf verweisen,

¹ Die ersten drei Abschnitte dieser Einleitung beinhalten Ausführungen, die ursprünglich in meinen einleitenden Bemerkungen zum „Schwerpunkt: Anerkennung“ veröffentlicht worden waren, den ich als Gasteditor zu diesem Thema in der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie*, 53 (2005), 3, S. 377–387, betreut hatte. Für die hier vorliegende Widerveröffentlichung sind diese Abschnitte erheblich überarbeitet worden. Hans-Christoph Schmidt am Busch bin ich für sehr hilfreiche Hinweise beim Abfassen dieser überarbeiteten Version dankbar.

wie das Paradigma einige der Probleme angeht, welche sich der Kritischen Theorie in Fortführung ihres Projekts unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen stellen (III), ehe ich mit einer kurzen Übersicht über die einzelnen hier versammelten Beiträge schließen werde (IV).

I.

Aus geschichtlicher Perspektive lassen sich eine Reihe von Vorläufern der Anerkennungstheorie ausmachen – beginnend mit der klassischen griechischen Vorstellung von Freundschaft, über deren thematische Wiederbelebung im Renaissancehumanismus, der präzisen Analyse gesellschaftlicher Leidenschaften durch verschiedene Gefühlstheorien im Zeitalter der Aufklärung, die in Rousseaus subtiler Darstellung der wesentlichen Gesellschaftlichkeit der wirklichen Menschennatur gipfelt. Trotz dieser reichhaltigen philosophischen Vorgeschichte sieht sich die gegenwärtige Anerkennungstheorie eher im deutschen Idealismus verortet, insbesondere im Werk von Fichte und Hegel, und dort ausgehend von der Fragestellung, in welcher Weise Strukturen von Intersubjektivität konstitutiv und regulativ auf die Entwicklung von Subjektivität bezogen sind. Namentlich Hegels Analyse intersubjektiver Anerkennung, genauer gesagt: seine verschiedenen, von einander abweichenden Analysen sind im Laufe von 200 Jahren in völlig disparaten Traditionssträngen der Philosophie, der sozialwissenschaftlichen, insbesondere aber der politischen Theorie überarbeitet und verwendet worden. Nicht alle dieser Nachfahren nutzen *expressis verbis* das Wort „Anerkennung“ oder mit ihm verwandte Termini. Im Großen und Ganzen kann man jedoch feststellen, dass sie alle eine Reihe von miteinander verwandten Ideen in Anschlag bringen, die in Hegels Einsichten in die Unersetzlichkeit von Intersubjektivität für die menschliche Lebensform gründen. Sie tun dies, um die Grundfragen ihrer jeweiligen Disziplinen und Forschungstraditionen neu auszurichten und zu reformulieren.

Der frühe Marx hat diese Erkenntnisse aufgegriffen und durch seine Analyse sowohl des identitätsbildenden Charakters unserer arbeitsvermittelten gesellschaftlichen Beziehungen als auch deren Entstellung, welche die kapitalistische Organisation der Produktionsverhältnisse verursacht, in maßgeblicher Weise neuformuliert. Die Untersuchung dieser Themen – insbesondere des sehr wichtigen Entfremdungsbegriffs – sind für die Entwicklung des westlichen Marxismus in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von zentraler Bedeutung gewesen. Andererseits finden sich im Kontext der nordamerikanischen Diskussion schwache aber unverwechselbare Spuren, die der britische Hegelianismus in der Entwicklung des amerikanischen Pragmatismus hinterlassen hat, insbesondere dort, wo dieser nach sozialpsychologischen Belegen für dezidiert intersubjektivistische Theorien der Wahrnehmung, Erkenntnis, der Emotionen und Handlungen suchte, um diese im Zusammenhang von Theorien der Sozialisation und der Entwicklung von Selbstverständnissen [a sense of self] anzuwenden. Aus einer ganz anderen Richtung kommend und mit anderen theoretischen Ambitionen verknüpft, hat Hegels Darstellung der Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft eine ganze Generation französischer Phänomenologen dazu inspiriert, sich mit einer Reihe von Fragen zu beschäftigen, die die konstitutive Rolle intersubjektiver Anerkennung für Erfahrung und Erkenntnis betreffen. Hegels Erkenntnisse hatten auch entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung einer phänomenologisch orientierten Theologie, die vom Bemühen geprägt war, die Struktur interpersonaler Beziehungen im Hinblick auf die Beziehungen der Menschen zum Göttlichen zu überdenken.

Schließlich muss an die unübersehbare Tragweite der Entwicklung der Psychologie erinnert werden, insbesondere an die Blütezeit der Psychoanalyse sowie die Übertragung ihrer Methoden und Ideen aus therapeutischen Zusammenhängen in solche umfassender kultureller Ordnungen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs rückte der Anerkennungsbegriff immer stärker in den Mittelpunkt einiger auf die Objektbeziehungstheorie ausgerichteter psychoanalytischer Schulen, aber auch in den Blickpunkt der entwicklungspsychologischen Forschung. Beide betonten die zentrale Bedeutung früher Formen von Intersubjektivität, die zwischen Kindern und deren primären Bezugspersonen besteht. Was die Philosophie betrifft, so hat sich die Phänomenologie im Frankreich der Nachkriegszeit zunehmend mit intersubjektivitätstheoretischen Themen beschäftigt, während sie gleichzeitig ihren Forschungsbereich ausweitete, um Fragen der Ontogenese, der Verleiblichung und der soziopolitischen Theorie einzuschließen. In Deutschland ist das Anerkennungsparadigma nicht nur durch die historisch orientierte Forschung zu den entscheidenden Umwälzungen im deutschen Idealismus des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts wiederbelebt worden. Es war darüber hinaus auch von mittelbarem Einfluss auf die durchaus eigensinnige Traditionslinie der philosophischen Anthropologie. Ein zusätzlicher Impuls verdankt sich der Spezifik, in welcher der sogenannte „linguistic turn“ der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts mittels der Theorie des kommunikativen Handelns in eine umfassendere Theorie der sprachlichen Intersubjektivität und des durch kommunikative Interaktionen konstituierten gesellschaftlichen Lebens integriert worden ist. Schließlich gewannen zwei weitere, durch Hegels Einsichten gespeiste intellektuelle Strömungen diesseits und jenseits des Atlantiks an Bedeutung. Erstens lenkte das Interesse von Feministinnen, insbesondere von Theoretikerinnen der zweiten und dritten Generation, an der Überwindung androzentrischer Formen der Ontologie, Epistemologie und Axiologie die Aufmerksamkeit auf jene intersubjektiven und gesellschaftlichen Bedingungen der Identitätsbildung, die spezifisch zum Erhalt des Patriarchats beitragen. Insbesondere bestand ein starkes Bedürfnis nach anthropologischen Modellen, die sich in produktiver Weise dem intellektuellen, kulturellen und soziopolitischen Erbe männlichkeitsbetonter Idealisierungen des Individuums entgegenstellen ließen – dem Bild des atomistischen, rationalen, ichbewussten, selbstbeherrschten, entkörperlichten und emotionslosen Mannes –, und von Feministinnen sowohl für philosophische und sozialwissenschaftliche Erklärungen wie auch die Ausarbeitung alternativer normativer Systeme von moralischem, politischem und ästhetischem Wert anwendbar waren. Zweitens führten die soziopolitischen Herausforderungen, die darin bestehen, das Faktum des kulturellen und Wertepluralismus moderner hochkomplexer Gesellschaften zu begreifen und darauf angemessen zu reagieren, zu einer spezifischen Verwendung des Anerkennungsbegriffs, um die rechtlichen und sozialen Ansprüche verschiedener Gruppen von Minderheiten in multiethnischen und multinationalen Gemeinwesen zu begreifen. Durch die produktive Aneignung dieser verschiedenen Strömungen ist die Theorie der Anerkennung nunmehr zu einer eigenständigen wissenschaftlichen und akademischen Disziplin geworden, was in erheblichem Maße der integrativen Leistung von Axel Honneths Theorie zu schulden ist.

II.

Wenn wir uns nun der gegenwärtigen Konstellation im werttheoretischen Denken zuwenden, so finden wir im Wesentlichen drei miteinander konkurrierende kognitivistische Paradigmen, d. h. solche Paradigmen, durch die einige Typen evaluativer Ansprüche in einem mehr oder weniger starken Sinne anderen gegenüber gerechtfertigt werden: Utilitarianismus, Kantianismus und Neoaristotelismus. In der normativen Moraltheorie, die grob gesagt darüber nachdenkt, was Individuen anderen schulden und wie man leben sollte, lässt sich diese Konstellation mittels dreier untereinander konkurrierender Theorietypen charakterisieren: Konsequentialismus, Deontologie und verschiedene Formen der Tugendethik, wie etwa die Fürsorgeethik oder unterschiedliche Arten partikularer oder situationsbezogener Moraltheorie. In der normativen politischen Theorie findet diese vorherrschende Konstellation eine etwas andere Umsetzung. Formen des Konsequentialismus reichen hier von wirtschaftsorientierten Theorien wie etwa der Wohlfahrtökonomie bis hin zu Theorien des liberalen Perfektionismus; kantianische Theorien orientieren sich am Begriff der Gerechtigkeit und sind in jeweils unterschiedlichem Maße den Ideen der Freiheit, der Rechte, der Gleichheit, der Demokratie und des Gesellschaftsvertrags verbunden; neoaristotelische Themen haben ihre größte Wirkung im politischen Kommunitarismus entfaltet.

Als Moraltheorie scheint die Theorie der Anerkennung am engsten mit dem Neoaristotelismus verbunden zu sein. Richtet sie doch ihr Augenmerk auf den konstitutiven Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen Umständen, der Bildung² und der Entwicklung eines guten, zumindest jedoch nichtentstellten Lebens. Sie versteht die Ausprägung eines Sinnes für die persönliche Identität als irreduzibles Element des moralischen Lebens; vermeidet eine radikale Trennung der Fragen moralischer Motivation von denen der Rechtfertigung; betont die zentrale Rolle, welche Affekt und Emotion im moralischen Leben spielen; behauptet, dass die Moraltheorie die Bedeutung geteilter Wert- und Bedeutungshorizonte nicht ignorieren darf, weil diese für die moralische Identität eine entscheidende Rolle spielen; distanziert sich von der philosophischen Suche nach einem vermeintlich von allen Personen in gleicher Weise anzuwendenden Regel- und Prinzipienkodex und verwendet ihre Aufmerksamkeit statt dessen auf die Kultivierung gesellschaftlicher Lebensformen, die eine gesunde Selbstverwirklichung befördern, und betont die Vielfalt praktischer Überlegungen, die für individuelle Handlungsalternativen, die Entwicklung eines Lebensplans sowie die Einschätzung vergesellschafteten Lebens bedeutsam sind.

Die Anerkennungstheorie steht allerdings auch den Belangen des Konsequentialismus nicht gleichgültig gegenüber. Auch wenn sie die einfachen Modelle der Präferenzaggregation ablehnt, die im klassischen Utilitarismus und der Wohlfahrtökonomie angenommen werden, ist doch für sie wie auch für den liberalen Perfektionismus das Ausmaß bedeutsam, zu dem der größten Anzahl von Individuen umfassende Formen von Selbstverwirklichung möglich sind. Noch bedeutsamer ist die Tatsache, dass die Anerkennungstheorie einige der interessantesten Merkmale des Kantianismus bewahren möchte, insbesondere den Anspruch, normative Bewertungsstandards erklären und rechtfertigen zu können, die weder kulturell noch sozial kontingent sind. Sie lehnt den reinen Prozeduralismus ab, den der Kantianismus zwecks Rechtfertigung seiner universalistischen Ansprüche praktiziert, und sucht letztere

2 Im Original deutsch [Anm. d. Übers.].

statt dessen in der anthropologisch universellen Strukturverknüpfung zwischen Formen intersubjektiven Lebens und individueller Entwicklung und Selbstverwirklichung zu verorten. Ferner verspricht sie, dem Wert und der Bedeutung individueller Rechte und der politischen Demokratie ohne den leeren Formalismus gerecht zu werden, für den der Kantianismus leicht empfänglich zu sein scheint, wie auch ohne die praktischen Überlegung auf die Bereiche moralischer Pflicht und Gerechtigkeit zu begrenzen.

Die charakteristischen Behauptungen der Anerkennungstheorie ergeben sich aus der Zusammenführung der frühen Hegelschen Analyse intersubjektiver Anerkennung mit einer moralischen Phänomenologie der Erfahrung der Nichtachtung, der Darstellung der intersubjektiven Bedingungen der Ontogenese, die sich sowohl auf Mead als auch auf jüngere Arbeiten der Psychoanalyse der Objektbeziehungen stützt, und einer Theorie des intersubjektiven Charakters der Rechtfertigung von Geltungsansprüchen. All dies mündet in eine moralorientierte philosophische Anthropologie, die in aufschlussreicher Weise unterscheiden kann zwischen drei verschiedenen Formen intersubjektiver Anerkennung – typisiert als Liebe, Achtung und Wertschätzung –, deren Verhältnis zur Entwicklung verschiedener Formen der Selbstbeziehung und den verschiedenen Typen sozialer Beziehungen, welche die Entwicklung einer ganzheitlichen und gesunden personalen Identität befördern oder behindern.

Aber nicht allein in der Darstellung des moralischen Lebens liegt die Fruchtbarkeit der Anerkennungstheorie. Sie liegt im Wesentlichen darin, dass diese Moralphilosophie sowohl mit Erklärungs- wie auch Rechtfertigungsansprüchen der politischen Philosophie und der Sozialtheorie verknüpft ist. Auch aus dem Blickwinkel der normativen politischen Theorie entwirft die Anerkennungstheorie eine innovative Kombination von Schwerpunkten und Thesen, die traditionelle Trennlinien zwischen miteinander konkurrierenden politischen Theorien überschreitet. Gleich den neueren kantischen Ansätzen billigt die Philosophie der Anerkennung die Sicherung der Autonomie des Einzelnen durch individuelle Bürgerrechte und Chancengleichheit, bei der politischen Partizipation mittels des modernen Rechtssystems und der Strukturen der konstitutionellen Demokratie. Der Analyse jener Institutionen, welche die Gleichheit bürgerlicher Selbstbestimmung sichern, gibt die Anerkennungstheorie eine spezifische Wendung, insofern sie diese als rechtsförmige Umsetzungen der intersubjektiven Bedingungen von Selbstachtung versteht, d. h. jener Vergesellschaftungsbedingungen, die Personen benötigen, um sich als freie und gleiche Rechtssubjekte sowie als politische Bürger unter anderen Subjekten und Bürgern zu verstehen. Aber anders als in den vorherrschenden Auffassungen, die auf Kant zurückgehen, werden weder Rechtsansprüche noch die politische Demokratie im Sinne eines hypothetischen Gesellschaftsvertrags gerechtfertigt, sondern als Resultate rational rekonstruierbarer geschichtlicher Kämpfe – solcher Kämpfe nämlich, die zur allmählichen Differenzierung und Spezifizierung diverser Formen von Anerkennung führen. Insbesondere werden jene Sozialbeziehungen, die Wertschätzungsunterschiede generieren, sukzessiv aus Verwandtschaftsverhältnissen herausgelöst und zunehmend an die individuelle Leistungsfähigkeit gebunden, während sich gleichzeitig die Grundlagen sozialer Wertschätzung von den politischen und Rechtsstrukturen trennen, die wiederum in zunehmendem Maße als Sicherung gleicher Achtung der als autonom verstandenen Personen dienen. Diese verschiedenen Transformationen lassen sich als Entwicklungsfortschritte sowohl im Hinblick auf die Individualisierung sozialer Wertschätzung als auch auf die Egalisierung gesellschaftlicher Achtung begreifen.

Gleich verschiedenen Formen des politischen Konsequentialismus betont die Anerkennungstheorie, dass die Beförderung individuellen Wohlergehens von Belang ist, insbesondere für die Individualentwicklung. Allerdings steht die Philosophie der Anerkennung befähigungsbezogenen Zugangsweisen [capability approaches] näher als der traditionellen Wohlfahrtökonomie, weil sie die Aggregation von Wertparametern und deren typische Verwendung bei der Wohlfahrtsbemessung anhand einfach aufzudeckender Präferenzen bzw. von Marktpreisen ablehnt. Obwohl daher die Rechtfertigungsstruktur der Anerkennungstheorie dem liberalen Perfektionismus gleicht oder die befähigungsbezogene Zugangsweise der Beförderung von Freiheit, ist auch hier das Themenspektrum breiter. Thematisch ist nicht allein die individuelle Autonomie – relevant sind darüber hinaus die basale psychische Integrität und eine qualitativ reiche Selbstschätzung. Dieses breiteren Relevanzbereichs wegen hat sich die Anerkennungstheorie auch als ein besonders gutes Paradigma für die Analyse der politischen Kämpfe um das Ausmaß geschlechtsspezifischer Ungerechtigkeiten erwiesen, die mit der unterschiedlichen Verteilung von Fürsorgepflichten und unbezahlter Hausarbeit verbunden sind. Desweiteren ist die Anerkennungstheorie, wie der vorliegende Band zeigt, gegenwärtig in erheblichem Umfang damit beschäftigt, die Legitimationsgrundlagen des Wohlfahrtsstaats zu überdenken sowie neue und alternative theoretische Konzepte der Wechselbeziehungen zwischen dem kapitalistischen Wirtschaftssystem, staatlichen Umverteilungsmethoden und den Leistungs-, Verdienst- und Vergütungspraktiken zu finden.

Mit ihrer Ablehnung des hypothetischen Kontraktualismus und ihrer Befürwortung situationsbezogener historischer Analysen sich wandelnder Lebensformen teilt die Philosophie der Anerkennung, wie bereits bemerkt, eine Reihe von methodologischen und analytischen Anliegen des Neoaristotelismus, die sich insbesondere im politischen Kommunitarismus zeigen: die Orientierung an einer durchgängig sozialen Auffassung des Selbst, verbunden mit dem Nachdruck auf relativ dichte Konzeptionen von Sittlichkeit und miteinander rivalisierenden Werthorizonten; das Interesse an einer Erweiterung der philosophischen Analyse jenseits der liberalistischen Emphase individueller Rechte und Autonomie, um auch die politischen und sozialen Bedingungen des guten Lebens und der individuellen Selbstverwirklichung integrieren zu können; der Schritt weg von einer nur abstrakten, allein der reinen praktischen Vernunft folgenden philosophischen Rechtfertigung und hin zu einer substanzielleren Kritik im Sinne von Normen und Idealen, die sich aus den bestehenden Lebensformen heraus gewinnen lassen usw. Folglich spielt die Anerkennungstheorie in einigen der Debatten eine wichtige Rolle, in welchen auch der Kommunitarismus maßgeblich ist: Auch sie beteiligt sich an Kämpfen um ein angemessenes Verhältnis zwischen religiöser Überzeugung, staatlicher Politik, Formen gesellschaftlicher Organisation und Macht, Debatten um multiethnische und multikulturelle Strategien und Praktiken, und auch sie bekundet eine tiefe Sorge angesichts des exzessiven Individualismus, der durch maßgebliche Institutionen des modernen Lebens gefördert wird. Aber im Unterschied zum Kommunitarismus und im Ausgang von ihren intellektuellen Wurzeln in der Kritischen Sozialtheorie hat die Theorie der Anerkennung das gesellschaftlich und geschichtlich Gegebene niemals seines bloßen Gegebenseins wegen für legitim erachtet. Weder existierende Gruppen noch individuelle Identitäten und Traditionen sind vor kritischer Prüfung gefeit, sie sind keine „selbstbeglaubigende Quellen gültiger Ansprüche“ (um hier Rawls aus dem Kontext genommen zu zitieren). Dies lässt sich an der charakteristischen Wendung ablesen, welche die Theorie der Anerkennung den Debatten um den Vorrang des Rechten oder Guten verleiht. Sie zieht es vor, den oberflächlichen Konflikt erster

Stufe, den die Vertreter der Freiheitsrechte und die Protagonisten kollektiv geteilter Güter miteinander austragen, hinter sich zu lassen, um sich ihres Hegelschen Erbes zu bedienen und aufzuzeigen, wie der bestimmte Typus individuellen menschlichen Handelns – das autonome Handeln –, den zu befördern die Gesetze und Institutionen der Gerechtigkeit entworfen sind, selber das Resultat jener Praktiken intersubjektiver Sozialisierung und Anerkennung sind, die moderne Gesellschaften charakterisieren. So gesehen ist der Typus autonomer Individualität, den der Liberalismus zu schützen und zu befördern sucht, selber eine Folge dieser historisch besonderen Formen intersubjektiven, sittlichen Lebens, denen er die Möglichkeit seiner Entwicklung überhaupt erst verdankt.

Der dynamischste Forschungsbereich ist möglicherweise gar nicht die normative Moral- oder Politiktheorie, sondern die normativ instruierte interdisziplinäre Sozialphilosophie. Insbesondere Axel Honneths Darstellung der Beziehungen zwischen intersubjektiver Anerkennung und sozialem Wandel ist hierfür beispielhaft und hatte auf einen Großteil der auf ihn folgenden Arbeiten der letzten Dekade einen produktiven Einfluss. Kurz gesagt verspricht Honneths Konzept, viele – wenn nicht gar die meisten – der wesentlichen sozialen Kämpfe, die moderne, hochkomplexe Gesellschaften auszeichnen, dadurch analysieren zu können, dass es die interne Beziehung aufweist, die zwischen individuellen Erfahrungen der Nichtanerkennung [misrecognition] und Missachtung einerseits und der Entwicklung umfassenderer sozialer Kämpfe um erweiterte und angemessenere gesellschaftliche Anerkennung andererseits besteht. Dieser Zugang hat sich zum Beispiel nicht allein bei der Untersuchung neuer sozialer Bewegungen als besonders produktiv erwiesen, die des Öfteren unter dem Label „identity politics“ verunglimpft worden sind, sondern auch im Hinblick auf die Kämpfe subalternen und ausgegrenzter Minderheiten um erweiterte soziale, politische und kulturelle Autonomie. Er ist im Allgemeinen bei der Konzeption der Frage instruktiv, wie liberale Gesellschaften und konstitutionelle Demokratien die schwer zu erfassenden Untiefen ausloten können, die zwischen Identität und Unterschied, Universalismus und Partikularismus, Individualität und Gemeinschaftlichkeit bestehen. Schließlich ist in neueren Arbeiten das Anerkennungsparadigma auf andere Themenbereiche ausgedehnt worden – eine Erweiterung, die früher aus theorieinternen Gründen vermutlich auf Ablehnung gestoßen wäre. Statt makrosoziale Strukturen und Prozesse sind die Ausgangspunkte der gesellschaftlichen Analyse hier nämlich Praktiken intersubjektiven Interesses: Fragen der gerechten Einkommens- und Vermögensverteilung unter kapitalistischen Bedingungen, Kämpfe um die Durchsetzung materieller Interessen und somit Klassenpolitik.

Der ambitionierte Anspruch, der dieser Weiterentwicklung des Anerkennungsparadigmas zugrunde liegt, besteht darin, die geschichtlichen Umbrüche von traditionellen zu feudalen und von feudalen zu bürgerlich-kapitalistischen Formen gesellschaftlicher Organisation als eine fortschreitende Ausdifferenzierung von drei Anerkennungssphären, die ihrerseits geschichts- und gesellschaftsspezifische Institutionalisierungen dreier verschiedener Anerkennungsprinzipien sind, zu verstehen. Zuerst trennt sich die intime Sphäre der Familie entsprechend dem Anerkennungsprinzip von Fürsorge und Liebe von einer allgemeinen Sphäre der Öffentlichkeit ab, wobei die wechselseitige Anerkennung von Personen auf ihre besonderen affektiven, körperlichen und konativen Bedürfnisse zugeschnitten wird. Danach löst sich die feudale Einheit zwischen dem Rechtsstatus von Personen und deren vorab festgelegter Stellung im gesellschaftlichen Standessystem auf. Einerseits entsteht so eine spezielle Sphäre, in der Personen als Rechtssubjekten Rechte und Pflichten zukommen, was deren wechselseiti-

ge Anerkennung entsprechend dem verallgemeinerten Prinzip gleicher Achtung ermöglicht. Andererseits wird die unterschiedliche Wertschätzung, die bisher mit der jeweiligen Stellung innerhalb einer naturalisierten Standesordnung verbunden war, nunmehr aus den Rechtsbeziehungen herausgelöst und statt dessen an die gesellschaftliche Anerkennung der jeweiligen individuellen Leistungen geknüpft. Insbesondere binden bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsformen die Bewertung der eigenen Befähigungen und Leistungen an eine besondere Interpretation des Leistungsprinzips: nämlich die Differenzierung des einem zustehenden Maßes an Wertschätzung anhand des Bewertungsschemas der Arbeitsteilung. Unterschiedliche Wertschätzungen würden sich dann einfach daraus erklären, dass die jeweilige, am Markt in Form von Geld und Einkommen erworbene quantitative Wertschätzung in die zivilgesellschaftliche Sphäre verlängert wird. Aber natürlich ist das eine ideologisch verzerrte Deutung des Leistungsprinzips, die sich aus der spezifisch kapitalistischen Organisation der Sphäre der Wertschätzung erklärt. Die eigenen Befähigungen und Leistungen werden nur anhand wirtschaftlicher Bemessungsgrundlagen erfasst. Was als Arbeit zählt, welche Formen von Arbeit als wertvoll erachtet werden, wessen Arbeit systematisch erniedrigt oder, schlimmer noch, unsichtbar gemacht wird – all das und noch mehr ist weitgehend von asymmetrischen und hierarchischen Produktionsverhältnissen abhängig.

III.

Angesichts dieser sozialphilosophischen Interessen ist es vermutlich kein Wunder, dass die Theorie der Anerkennung den Anliegen der Kritischen Theorie als einer solchen interdisziplinär orientierten Sozialtheorie problemlos entspricht, die darauf abzielt, die emanzipatorischen Impulse zu befördern, die sie in der von ihr untersuchten Gesellschaft sowohl offen wie auch verdeckt vorfindet. Auf diesem Themenfeld sind der Anerkennungstheorie in letzter Zeit m. E. einige der interessantesten – zugleich aber meistenteils auch beunruhigende und problematische – Fragen entstanden. Dies bedarf einer näheren Erläuterung. Die jeweiligen, im Kontext des Frankfurter Instituts für Sozialforschung entwickelten Ausprägungen der Kritischen Theorie besaßen immer ein mehr oder weniger gemeinsam geteiltes und durchdachtes Gesellschaftsmodell, das von den verschiedenen Forschern auch in dem Falle vorausgesetzt worden war, dass es nur verdeckt im Hintergrund wirkte. Das Modell, das der ersten Generation der Kritischen Theoretiker zur Verfügung stand, war eine Analyse des Kapitalismus, deren tiefste Wurzeln bis zu Marx reichten und welche durch theoretische Verfeinerungen und Erkenntnisse von Lukács, insbesondere aber Max Weber die spezifische Gestalt dessen angenommen hatte, was wir heute „westlichen Marxismus“ nennen.

Die zweite Generation der Kritischen Theorie favorisierte – paradigmatisch bei Habermas – ein Gesellschaftsmodell, das explizit aus einem vielversprechenden systemtheoretischen Arrangement (über Parsons und Luhmann) entwickelt, durch Webers Theorie der Modernisierung als Rationalisierung moderiert und schließlich mit einer Handlungstheorie verbunden wurde, die auf den Einsichten des Pragmatismus und der analytischen Philosophie in die reproduktiven und integrativen Potenziale sprachlicher Interaktion beruhte. Im Zusammenhang mit einer prozeduralistischen Interpretation moralischer und politischer Rechtfertigung, die dem Anspruch folgte, die kantische praktische Vernunft intersubjektivistisch zu reinterpretieren, ergab sich schließlich eine Schwerpunktverlagerung hin zu den formalen Aspekten von Moral, Demokratie, Recht und dem öffentlichen politischen System. Diese

Umgestaltungen schienen dann die Kritische Theorie noch weiter von ihren besonderen, geschichtlich tradierten Anliegen abzuführen und sie stattdessen einerseits auf rein technische philosophische und methodologische Interessen an den Formen und Gründen von Rationalität festzulegen, andererseits auf formale normative Theorien politischer Gerechtigkeit und Demokratie, die einen, wenn man so sagen darf, ziemlich „entsozialisierten“ Eindruck hinterließen. Was aber wurde aus ehemals bedeutenden kritischen Themen – dem Interesse an den phänomenalen Umwälzungen des kulturellen Lebens, die von industrialisierten Massenmedien und neue Kommunikationstechnologien bewirkt worden waren; der Thematisierung des Wandels der Persönlichkeitsstrukturen, des Wesens und der Rolle von Ideologie bei der Aufrechterhaltung von Herrschafts- und Unterdrückungsstrukturen? Was wurde aus den wegweisenden, mit emanzipatorischem Gehalt imprägnierten Leitbegriffen wie Entfremdung, Anomie, Vermarktung, Verdinglichung, ideologische Naturalisierung, Massenkultur, autoritäre Persönlichkeit, Surplus-Repression, soziale Fragmentierung und Entzweiung, was aus dem Thema der verdeckten Formen gesellschaftlich bedingten Leidens? Was wurde kurz gesagt aus dem Interesse an den Lebensformen, die verzerrte wie verzerrende Formen von Subjektivität und Intersubjektivität hervorbringen, was mit aus Augenmerk auf die Pathologien des Sozialen? Sicherlich sind einige dieser Entwicklungen mit wechselnden Interessen der einzelnen Forscher erklärbar oder mit der Abhängigkeit dieser Interessen von sich wandelnden sozialen Bedingungen. Dessen ungeachtet scheint es aber auch einleuchtend, dass der in die früheren Forschungsgebiete und Leitbegriffe investierte Glaube in erheblichem Maße auch deshalb verlustig gegangen ist, weil das Vertrauen auf einen einzigen, allseits geteilten und einheitlichen Deutungsrahmen für das Verständnis gesellschaftlicher Umbrüche und deren Auswirkungen auf unterschiedliche Gesellschaftsgruppen verloren gegangen ist.

Einer der ursprünglichen Impulse sowie ein Großteil des frühzeitigen Erfolgs des Anerkennungsparadigmas verdankt sich, wie ich glaube, der Unzufriedenheit mit den damals üblichen sozialen Konfliktmodellen und den gesellschaftlichen Gruppen, welche diese Konflikte zum Ausdruck brachten und sie austrugen. Natürlich war die ältere Kritische Theorie bereits auf erhebliche Probleme auf diesem Gebiet gestoßen. Unter der Voraussetzung des weithin geteilten und von Marx inspirierten Gesellschaftsmodells, das den Hauptakzent auf die ökonomische Sphäre als den zentralen und bestimmenden Ort gesellschaftlicher Konflikte gelegt hatte und sich deshalb nahezu ausschließlich mit Klassenkämpfen als dem Schauplatz der Kämpfe um sozialen Fortschritt beschäftigte, führte die Erschöpfung der revolutionären Kraft der Arbeiterbewegung und ihrer Aktivitäten in der Konsolidierungsphase des liberalen Kapitalismus vor dem Zweiten Weltkrieg, insbesondere aber danach, zu erheblichen theoretischen Problemen und praktischen Ungewissheiten, die wohlgerne eine Theorie betrafen, die sich durch ihre Geschichte hindurch der gesellschaftlichen Emanzipation verschrieben hatte. Die Turbulenzen der 1960er Jahre und deren Auswirkungen auf die Formierung neuer sozialer Bewegungen – ganz zu schweigen von der Widerstandskraft und Anpassungsfähigkeit kapitalistischer Produktionsverhältnisse – deuteten auf gravierende Probleme der gemeinsam vertretenen sozialtheoretischen Annahmen hin. Schon die erste Generation der Kritischen Theorie hatte sich der Tatsache zu beugen, dass im Hinblick auf weitere emanzipatorische Hoffnungen und Handlungen Klassenkämpfen nicht zu trauen war. Zusätzlich zu diesen Enttäuschungen hatten neue soziale – d. h. antikolonialistische, antirassistische, antipatriarchalische und antiheteronormative – Befreiungsbewegungen neue gesellschaftliche Probleme ermittelt, die offenbar nicht den verheerenden Auswirkungen der kapitalistischen

Modernisierung zuschulden waren, und sie lenkten somit die Aufmerksamkeit auf ein bisher unbeachtetes Gebiet soziomoralischer Anliegen und normativer Ansprüche. Unglücklicherweise führte die in der zweiten Generation vollzogene Symbiose von Funktionalismus und Hermeneutik – obwohl theoretisch ausgeklügelt und hochentwickelt – wiederum zu einer Reihe von sozialtheoretischen Befunden, die nicht geeignet zu sein schienen, die ‚Kämpfe und Wünsche der Zeit in Gedanken zu fassen‘. Um eine komplexe Behauptung über die Gesellschaftsanalyse der zweiten Generation kurz zu fassen: Der Versuch, die theoretische Hypothese von „Kolonisierungseffekten“ an die Formierung, die Anliegen und Zielvorstellungen der neuen sozialen Bewegungen zu binden, schien unbefriedigend zu sein – sowohl als Erklärung für das Aufkommen und die Bedeutung dieser neuen Formen gesellschaftlicher Kämpfe und Kontroversen, als auch als eine These der Kritischen Theorie, die die Teilnehmer der neuen sozialen Bewegungen über den Charakter der gegenwärtigen gesellschaftlichen Probleme aufzuklären in der Lage wäre.

Im Unterschied dazu bietet die Anerkennungstheorie eine Darstellung, die eine direkte Beziehung zwischen individuellen Leidenserfahrungen und deren sozialen Ursachen klar ausweist, eine Darstellung, die darüberhinaus auch das gegenwärtige Aufkommen vieler verschiedener sozialer Kämpfe erklärt – nicht nur jener um inhaltliche Erweiterungen und erweiterte Anwendungsbereiche gesetzlich verbriefteter Rechte und Ansprüche, sondern auch solcher um herrschaftsfreie Formen des persönlichen Lebens wie auch der um ein soziokulturelles Umfeld frei von Diffamierung und Diskriminierung. Gleichermäßen bedeutsam ist, dass das Anerkennungsparadigma verspricht, diese sozialtheoretischen Analysen systematisch mit einer überzeugenden normativen Darstellung der in diesen Kämpfen erhobenen Rechtfertigungsansprüche zu verknüpfen, und eine Reihe differenzierter normativer Maßstäbe für die Beurteilung der Stichhaltigkeit und des Werts bestimmter Ansprüche artikuliert. Schließlich verspricht es auch, ein entscheidendes Desideratum der Kritischen Theorie zu erfüllen: nämlich einer interdisziplinären Sozialtheorie Ausdruck zu verleihen, deren emanzipatorische Impulse innerhalb der wirklichen Welt bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse existieren, die sich aber mittels begrifflicher und theoretischer Klärung zu Einsichten wandeln lassen, die die Gesellschaftsmitglieder reflexiv anwenden können, um pathologische gesellschaftliche Ordnungen und Verhältnisse zu identifizieren und zu überwinden. Vermöge dieser systematischen Konstellation von Moraltheorie, Sozialtheorie und politischer Analyse vermag die Theorie der Anerkennung die Tradition einer kritischen Befunderhebung gegenwärtiger sozialer Pathologien wiederzubeleben – eine Traditionslinie, die sich schon *in nuce* in Hegels ursprünglichem Hinweis findet, eine Theorie intersubjektiver Kämpfe um Anerkennung könnte als diagnostisches Mittel für die zugleich fortschrittlichen wie schmerzvollen Prozesse der Modernisierung dienen.

IV.

Die vierzehn in diesem Band versammelten Aufsätze greifen die Philosophie der Anerkennung sowie deren vielfältige Themen und offene Fragen aus theoriegeschichtlicher wie auch aus zeitgenössischer Perspektive auf. Obwohl man denken könnte, dass diese Zweiteilung des Buches zwei verschiedenen methodologischen Einstellungen geschuldet ist – nämlich einer ideengeschichtlichen und einer problemorientierten Analyse –, hoffen wir doch, dass die einzelnen Beiträge ein solch oberflächliches Verständnis philosophischer Arbeitsteilung enttäuschen

werden. Denn es ist eine Tatsache, und der folgende kurze Überblick über die Abhandlungen wird dies zeigen, dass die Anerkennungsphilosophie der Geschichte des Anerkennungsbegriffs und verwandter Konzepte wichtige Anregungen verdankt, wie auch das sorgfältige Studium dieser Geschichte der zeitgenössischen Theoriebildung unersetzliche Einsichten eröffnet. Gegenwärtig unternommene Arbeiten sind dabei hilfreich, bis dato unbemerkte Schattierungen und Feinheiten historischer Texte auszuleuchten, wie auch die gewissenhafte Untersuchung dieser Texte zu Behauptungen und Argumenten führen mag, die für die gegenwärtige Diskussion entscheidend sind. Wie diese Textauswahl zeigt, gelingt die Arbeit auf dem Feld der Anerkennungsphilosophie am besten genau dann, wenn die beiden Perspektiven einander begegnen und erfolgreich interagieren. Für die weitere Funktionstüchtigkeit der Anerkennungstheorie als eines Forschungsparadigmas ist diese dialektische Interaktion ausschlaggebend. Angesichts grundlegender Herausforderungen, denen das Paradigma sowohl seitens ideengeschichtlicher als auch gegenwärtiger Argumente begegnet, bemisst sich dessen Stärke nicht zuletzt daran, in welchem Maße es die bisher ungeklärten Fragen und Probleme zu integrieren und anzupassen vermag, statt sie als theoretisch unbewältigte Anomalien aufzuhäufen. Die hier versammelten Aufsätze veranschaulichen, wie wir glauben, dass es sich bei der Theorie der Anerkennung um ein robustes Paradigma handelt. Auch wenn das Anerkennungsparadigma nach weiterer theorieinterner Entwicklung und Verfeinerung verlangt, zeigen diese Beiträge doch auch, dass ein revolutionärer Theoriewechsel gegenwärtig nicht zu erwarten ist.

Im Eröffnungsbeitrag des Bandes untersucht *Frederick Neuhouser* Rousseaus Darstellung von *l'amour propre* als einem wesentlichen menschlichen Streben nach Anerkennung. Obwohl die Anerkennungstheorie oftmals im deutschen Idealismus nach ihren Ursprüngen sucht, sei es tatsächlich Rousseau, der den Kampf um Anerkennung in den Mittelpunkt des menschlichen Lebens stellt und damit als ein grundsätzliches Interesse für die Moral-, Sozial- und politischen Philosophie lokalisiert. Seine umfassende Diskussion der Rousseauschen Theorie von *l'amour propre* – seine präzise Erklärung, um welche Art Leidenschaft es sich dabei handelt, wieso diese Leidenschaft so vielen menschlichen Übeln der *condition humaine* zugrunde liegt, wie diesen Übeln durch Bildung und bestimmte gesellschaftliche und politische Maßnahmen abgeholfen werden kann und wie die Ausprägung der menschlichen Vernunft selber von *l'amour propre* abhängt – führt Neuhouser zu der Behauptung, im Verhältnis zu Rousseau sei „die Philosophie der Anerkennung im 19. und 20. Jahrhundert“ nichts anderes „als eine Reihe von Fußnoten“. Besonders instruktiv ist, so zeigt Neuhouser, dass Rousseau sowohl die destruktive als auch die konstruktive Seite erkannte, die der Wunsch nach Aufmerksamkeit durch andere hat – während frühere Denker darin kaum etwas anderes als eine ärgerliche Bekundung menschlicher Eitelkeit gesehen hatten. Sofern *l'amour propre* nicht nur durch Bildung und bestimmte gesellschaftliche Bedingungen formbar ist, sondern darüber hinaus mit anderen gesellschaftlichen Arrangements wie etwa Stufen der Ungleichheit und Statusunterschieden interagiert, habe Rousseau in ihm eine wesentliche Bedingung sowohl für den zunehmenden Wettbewerb um symbolische Kleinigkeiten als auch für die Entwicklung des Vermögens der praktischen Vernunft gesehen, die Perspektive des verallgemeinerten Anderen einzunehmen und damit den normativen Bereich der Gründe zu betreten. Obwohl einige der destruktivsten Aspekte der „Zivilisation“ auf den menschlichen Grundtrieb nach Anerkennung zurückgeführt werden können, ist dieses Streben Rousseaus Theorie zufolge dennoch wesentlich für eine solche Organisation des moralischen und politischen Lebens, welche die mit diesem Streben verbundene Neigung überwinden kann, Übel zu erzeugen.

J. M. Bernstein vertritt in seinem Beitrag die These, Fichte habe die erste Konzeption von Rechten als Formen oder Modi intersubjektiver Anerkennung entwickelt. Wenn Anerkennung – und damit der Besitz von Rechten – wesentlich etwas damit zu tun hat, in welchen Beziehungen man zu anderen steht, wofür man von diesen anderen gehalten und wie man von ihnen behandelt wird, wenn sie damit verbunden ist, einen bestimmten normativen Status in einer gesellschaftlichen Welt zu besitzen, dann scheint es sich bei Anerkennung und Rechtsbesitz um paradigmatische Versionen des Idealismus zu handeln: Denn es sei eine im Wesentlichen geistesabhängige Angelegenheit, als eine mit Rechten ausgestattete Person anerkannt zu werden. Natürlich sind die Idealisierungen, die Fichtes Anerkennungsdarstellung beinhaltet, in den konkreten Praktiken gesellschaftlicher Gemeinschaften verortet, statt dass sie, wie im Falle von Kants transzendentalen Idealismus, solitäre Bewusstseinsakte abstrakter Individuen wären. Wie für alle anderen Formen des Idealismus stellen sich dann aber auch für Fichtes Version folgende Fragen. Ist der Preis, der dem Idealismus zur Sicherstellung von Normativität zu entrichten ist, selbst im Falle des rekognitiven Idealismus nicht vielleicht doch zu hoch? Werden die Menschen durch eine solche geistaffizierte Konzeption nicht unweigerlich aus ihren natürlichen Kontexten, aus ihrem evolutionären Umfeld, aus der dichten materialen Verfassung ihrer Alltagsexistenz herausgerissen? Fichte versucht, so zeigt Bernstein, diese Lücke zwischen Idealismus und Materialismus zu schließen, indem er behauptet, intersubjektive Anerkennung sei wesentlich an Verleiblichung gebunden. Indem er die Erkenntnisse wie die Eigenheiten von Fichtes Anerkennungskonzeption im Einzelnen vorstellig macht, gelingt es Bernstein, die Grenzen der Fichteschen Herangehensweise aufzuweisen, aber auch auf das fruchtbare Potential hinzudeuten, das diese für gegenwärtige Anerkennungstheorien bietet.

Michael Quante präsentiert eine neue Interpretation einer der berühmtesten Passagen der *Phänomenologie des Geistes*: der Hegelschen Analyse des Selbstbewusstseins und seiner Entwicklung in der dialektischen Beziehung zwischen Herr und Knecht. Quante legt besonderes Augenmerk auf die Beziehung zwischen „Selbstbewusstsein“, „Geist“ und „Anerkennung“ und erläutert gewissenhaft die jeweiligen Geltungsansprüche und Argumente, die Hegel in diesem Abschnitt der *Phänomenologie* vorbringt. Er konzentriert sich auf dessen berühmte Erläuterung des Geistes als dem „Ich, das Wir, und Wir, das Ich ist“, und zeigt, dass Hegels Behauptung von der gesellschaftlichen Konstitution des Selbstbewusstseins nicht sogleich die „totalitäre“ Überwältigung von Subjektivität durch das Gesellschaftliche beinhaltet. Wenn man, so Quante, Hegels Konzeption von Selbstbewusstsein, Geist und Anerkennung in strikt ontologischem Sinne interpretiert, statt ethische Anliegen in sie einbringen zu wollen, so könne sie für die gegenwärtige Handlungstheorie und die Philosophie des Geistes von großem Interesse sein. Quante begründet seine These, indem er zeigt, dass Hegels Argumentation für die gesellschaftliche Konstitution von Selbstbewusstsein und menschlichem Handeln zentrale Einsichten der gegenwärtigen analytischen Philosophie wie etwa der von Jaegwon Kim und Alvin Goldman vorwegnehmen.

Natürlich sind Hegels anerkennungstheoretische Vorstellungen nicht nur im Hinblick auf ontologische Fragen, sondern auch für weite Bereiche der praktischen Philosophie bedeutsam. In seinem Beitrag stellt sich *Ludwig Siep* die Frage, ob ein Prinzip der Anerkennung in der Tat als Zentralprinzip ethischen Denkens fungieren kann. Um sie zu beantworten, analysiert er wesentliche Unterschiede zwischen Fichtes und Hegels jeweiligen Darstellungen und entwickelt dann eine Typologie zeitgenössischer Anerkennungstheorien. Er zeigt, dass jene zeitgenössischen Theorien, die auf die Beziehung gegenseitiger Achtung zwischen freien und

gleichermaßen autonomen Akteuren abheben, durch Kant und Fichte inspiriert sind. Obwohl wir diesem Theorietypus bedeutende Einsichten verdanken, bietet er doch, so argumentiert Siep, kein Prinzip, das umfassend genug wäre, um die Rationalität aller rekognitiven gesellschaftlichen Beziehungen und Institutionen abschätzen zu können. Er wendet sich dann einem weiteren Strang zeitgenössischer Anerkennungstheorien zu, die sich insbesondere mit dem Problem der Unverwechselbarkeit des Einzelnen und der Konstitution von Individualität beschäftigen. Obwohl diese Theorien von Hegel inspiriert sind, verfügen sie doch Siep zufolge nicht über den konzeptionellen Rahmen, der erforderlich wäre, um Beziehungen zwischen Individuen und gesellschaftlichen Entitäten wie etwa Familien, Gemeinschaften und Staaten einzuschließen. Auch ein dritter Strang, der sich mit der Anerkennung bestimmter Kulturen in multikulturellen Gesellschaften befasst, verdanke seine Anregung Hegel. Mit dem Verlust des Vertrauens in die Hegelsche oder christliche Teleologie sei allerdings kein Anerkennungsprinzip mehr greifbar, das die Mittel dafür böte, uns mit der Geschichte zu versöhnen. Obwohl das Prinzip der Anerkennung als ein zentrales ethisches Prinzip des modernen Lebens dienen könne, sei die Anerkennungstheorie dennoch unfähig, uns mit all den begrifflichen Mitteln auszustatten, die wir für die Bewältigung der uns herausfordernden ethischen Dilemmata benötigen. Dies ist das Fazit von Sieps wichtigen abschließenden Überlegungen. Siep verweist dort auf die Bedeutsamkeit von Fragen, die die zeitgenössische Ethik im Hinblick auf die Mensch-Natur-Beziehung stellt und die von der Ökologie bis zur Gentechnik reichen.

In seinem Beitrag „Anerkennung, das Rechts und das Gute“ nimmt sich *Terry Pinkard* der drängenden Frage nach dem Vorrang des Rechts vor dem Guten an, den Kant und von ihm inspirierte zeitgenössische Denker vertreten. In diesem Sinne untersucht Pinkard die Beziehung zwischen intersubjektiver Anerkennung und dem Guten. Er behauptet, dass Anerkennung nicht einfach ein Gut unter anderen ist, auch keine Bedingung für die Verwirklichung anderer Güter – stattdessen sei es welterschließend und konstitutiv für menschliches Handeln. Er untersucht drei Hauptthesen Hegels und sieht in ihnen die überzeugendsten Antworten auf gegenwärtige Fragen der Handlungstheorie, der Philosophie des Geistes und der Sozialphilosophie. Die *erste* betrifft Hegels dialektische Metaphysik des Handelns: Obwohl individuelle Tätigkeit eine normative Angelegenheit sei, weil es bei ihr um die angemessene Reaktion auf Gründe gehe, sei das, was als angemessene Reaktion zählt, seinerseits selber gesellschaftlich, nämlich durch gesellschaftliche Praktiken, konstituiert. Wenn wir z. B. innerweltlich Güter wahrnehmen, die uns zum Handeln veranlassen, können diese Güter doch selber Gegenstände praktischer Überlegungen und damit zu neuen innerweltlich wahrnehmbaren und zum Handeln anspornenden Gegenständen werden. *Zweitens* seien Güter wesentlich gesellschaftliche Tatsachen, die durch gesellschaftliche Anerkennung instituiert und aufrechterhalten würden. Praktiken gesellschaftlicher Anerkennung offenbarten uns somit nicht nur die Welt im Lichte dessen, was erstrebenswert und das Beste für uns ist, sie seien auch konstitutiv für unsere praktische Tätigkeit, insofern wir unsere Handlungen an diesen Gütern orientieren. Sollten unsere gesellschaftlichen Praktiken keine geeigneten Güter instituiieren und aufrechterhalten, werde Anerkennung als entfremdend und nicht als versöhnend erfahren. Anerkennung ist folglich, so Pinkard, nicht nur unter dem Gesichtspunkt menschlicher Tätigkeit bedeutsam, sondern auch im Hinblick auf die Chancen, in der modernen Welt zu Hause zu sein.

In seinem Beitrag vertritt *Daniel Brudney* die These, dass der Marx von 1844 eine bestimmte Vorstellung von einer wohlgeordneten Gesellschaft hatte. Brudney zeigt, dass die wahre kommunistische Gesellschaft, die Marx damals vor Augen stand, im Grunde mit ei-

ner bestimmten Praxis gesellschaftlicher Anerkennung verbunden war, die den Selbstwert ihrer Mitglieder aufrechterhalten konnte. Kommunistische Selbstverwirklichung sei Selbstverwirklichung durch andere, d. h. durch eine bestimmte Praxis der gesellschaftlichen Anerkennung individueller produktiver Tätigkeiten. Im Unterschied zu den meisten Vorstellungen von Anerkennung, die eine auf Achtung gegründete anerkennungstheoretische Traditionslinie bilden, konzentrierte sich Marx (wie Mill und andere in sentimentalistischer Tradition) jedoch auf eine Anerkennungsvorstellung, die auf dem Sich-um-andere-Sorgen beruht. Aus diesem Grunde sucht Brudney in einem zentralen Abschnitt seiner Abhandlung zu klären, welche Art sorgebasierte Vorstellung von Anerkennung Marx konkret vor Augen gestanden haben mag, wie die entsprechenden Anerkennungspraktiken zu einer grundlegenden Änderung der Selbstwahrnehmung der Individuen und ihrer gesellschaftlichen Stellung führten könnten und ob diese Form von Anerkennung der ihr von Marx gestellten Aufgabe gewachsen ist: nämlich die entfremdenden Auswirkungen der gesellschaftlich aufgezwungenen Ichbezogenheit zu überwinden. Ein weiteres Hauptziel des Beitrags besteht in der Abwägung verschiedener Einwände, die man gegenüber der Marxschen Vision einer wahren kommunistischen Gesellschaft erheben könnte, indem man die begriffliche und praktische Realisierbarkeit des von Marx vorgestellten menscheitsumfassenden Interesses hinterfragt, das für die Anerkennungspraxis seiner wohlgeordneten Gesellschaft zentral ist. Korrekt verstanden sei eine sorgebasierte Anerkennungspraxis weder eine begriffliche noch eine praktische Unmöglichkeit. So interpretiert Brudney Marx' Vorstellungen von einer neuen kommunistischen Gesellschaft und ihren individuellen Mitgliedern in diesem Sinne, die damit als realistische utopische Visionen einer wohlgeordneten Gesellschaft verstanden und im Vergleich mit anderen Visionen wohlgeordneter Gesellschaften – wie etwa der liberalen, auf Achtung gegründeten Idee – beurteilt werden müssen. Die Ausführungen schließen mit einigen Überlegungen über die jeweilige Durchführbarkeit und Beständigkeit von *weniger* wohlgeordneten Gesellschaften, deren Anerkennungsbeziehungen auf Achtung oder Sorge gegründet sind.

Andreas Wildt sucht den Grad zu erfassen, in dem ein sachgemäßes psychoanalytisches Verständnis des Begriffs wie des Begriffsumfangs von Anerkennung mit dem von Philosophie und Kritischer Theorie artikulierten Anerkennungsparadigma harmoniert. Wildt stützt sich dabei auf eine Palette verschiedener konzeptioneller Gebrauchsweisen des Anerkennungsbegriffs, die von Freud über die Psychoanalyse in der Tradition von Melanie Klein bis hin zu jüngeren Objektbeziehungstheorien wie der von Donald Winnicott und Jessica Benjamin reicht. Um die Fragestellungen präziser zu fassen, unterscheidet er zwischen zwei verschiedenen Bedeutungen von Anerkennung. Was er „propositionale Anerkennung“ nennt, betrifft die in der kindlichen Entwicklung sich vollziehende kognitive und konative Bestätigung des – wie auch das affektive Sich-Arrangieren mit dem – propositionalen Gehalt sozusagen der schmerzlichen Tatsachen des Beziehungslebens: nämlich dass das Kind völlig von der Mutter abhängig, die Mutter aber vom Kind unabhängig ist. Im Unterschied dazu meint „personale Anerkennung“ die positive Bestätigung einer anderen Person im Lichte ihrer individuellen Interessen, Fähigkeiten, Leistungen und Rechte, wobei diese Form von Intersubjektivität völlig wechselseitig zu werden vermag. Er vertritt die These, dass die propositionale Anerkennung genetisch wie begrifflich den Vorrang vor der personalen Anerkennung habe. Dafür sprächen eine Reihe von Gründen, die innerhalb einzelner psychoanalytischer anerkennungstheoretischer Diskursstränge, aber auch über diese übergreifend vorgebracht werden. Wildt zeigt auch, dass seine Thesen über das Verhältnis von propositionalen und personalen Anerken-

nungsformen wichtige, möglicherweise auch destabilisierende Konsequenzen für jene ontogenetische Vorstellung haben, die das Anerkennungsparadigma zugrundelegt, das in den gegenwärtigen philosophischen und sozialtheoretischen Debatten vorherrscht.

In „Zur Neubestimmung von Anerkennung“ umreißt *Nancy Fraser* ein Zentralthema der zeitgenössischen Anerkennungstheorie (wie auch verschiedener Beiträge des vorliegenden Bandes): Wie haben wir uns die Beziehungen konkret vorzustellen, die zwischen gesellschaftlichen und politischen Kämpfen um Anerkennung einerseits und Wirtschaftssystemen und der Gerechtigkeit ihrer distributiven Folgen andererseits bestehen? Fraser stimmt der Anerkennungstheorie dahingehend zu, dass viele Kämpfe, die in letzter Zeit um die Anerkennung kultureller Unterschiede ausgetragen wurden, eine bedeutende Gerechtigkeitskomponente besitzen. Zugleich befürchtet sie jedoch, dass die Konzentration auf Anerkennung die traditionelle Grammatik emanzipatorischer, der Verteilungsgerechtigkeit verpflichteter Bewegungen an den Rand zu drängen oder gar zu ersetzen droht. Angesichts globalisierter Kapitalmärkte und zunehmender wirtschaftlicher Ungleichheit sowohl innerhalb von Staaten als auch global sieht Fraser die Gefahr, dass die Anerkennungstheorie weder die begrifflichen noch die normativen Mittel besitzt, das Problem der Verteilungsgerechtigkeit anzugehen. Soweit die Theorie der Anerkennung darüber hinaus nicht nur offensichtlich emanzipatorische Kämpfe um kulturelle Akzeptanz zu bestärken scheint, sondern auch ausgesprochen verwerfliche Bewegungen, die auf kulturalistischem und fremdenfeindlichem Chauvinismus beruhen, drohe, so behauptet Fraser, die Fokussierung auf Problemen von Identität und der Politik der Differenz, Gruppenidentitäten zu simplifizieren, zu verdinglichen und damit künstlich zu verfestigen. Obwohl gesellschaftliche Anerkennung in einer multikulturellen Welt eine Notwendigkeit sei, so berge sie doch auch die Gefahr, Separatismus, Intoleranz, Patriarchismus und Autoritarismus zu stärken. Fraser vertritt die These, gegenwärtige Theorien der Anerkennung sollten sich, um das Problem der Verdinglichung zu bewältigen, an einem Statusmodell, nicht aber an einem Identitätsmodell orientieren. Darüber hinaus sollen sie monistischen Ambitionen einer umfassenden Darstellung gesellschaftlicher Beziehungen abschwören und stattdessen eine multimodale Analyse betreiben, welche die kulturelle Dynamik von Anerkennung von der Wirtschaftsdynamik der Umverteilung analytisch unterscheidet.

Axel Honneth, einer der führenden zeitgenössischen Anerkennungstheoretiker, lehnt Frasers Präferenz für eine separate funktionalistische Analyse der Wirtschaftsdynamik jenseits der hermeneutischen Darstellung der normativen Infrastruktur von Anerkennungsbeziehungen ab. In der hier vorliegenden Abhandlung versucht Honneth, den Begriff sinnvoller, gesicherter und emanzipierender Arbeit jenseits eines bloß utopischen Sollens zu profilieren, und er tut dies angesichts dessen, was viele Intellektuelle als die verhärtete Wirklichkeit eines globalisierten kapitalistischen Arbeitsmarktes betrachten. Obwohl die Arbeit, insbesondere die Lohnarbeit durch die wirtschaftlichen Umgestaltungen immer weniger verlässlich, zunehmend knapper, schlechter bezahlt und unsicherer geworden ist, so behauptet doch Arbeit eine Vorrangstellung in der gesellschaftlichen Lebenswelt – sowohl hinsichtlich der Organisation des Alltagslebens als auch als Zentrum der Identitätsbildung. Deshalb schlägt Honneth in seiner Abhandlung eine Neufassung der Kategorie gesellschaftlicher Arbeit für die Zwecke der Kritischen Theorie vor. Insbesondere wird erstens gezeigt, wie bestimmte, die Arbeit betreffende normative Forderungen sich im Medium immanenter Kritik als in die Strukturen der gesellschaftlichen Reproduktion eingebaute Vernunftansprüche verstehen lassen. Zudem wird dafür argumentiert, dass eine Kritische Theorie der zeitgenössischen

Arbeitswelt sich nicht auf die Universalisierung des romantischen Ideals organischer, ganzheitlicher Handwerkstätigkeit gründen lässt und sie auch die Grenzen funktionalistischer Wirtschaftsvorstellungen überschreiten muss, um die moralische Infrastruktur moderner Arbeitsorganisation zu untersuchen. Zweitens wird gezeigt, dass gesellschaftliche Arbeit nur dann als eine immanente Norm fungieren kann, wenn sie im Sinne von Anerkennungsbedingungen verstanden wird, wie sie in modernen Austauschbeziehungen vorliegen. Wenn schließlich der Markt, statt ihn aus dem Blickwinkel der Systemintegration zu sehen, unter dem Gesichtspunkt der Sozialintegration begriffen wird, könne die Beziehung zwischen Arbeit und Anerkennung zu einer robusten normativen Konzeption der Arbeitsteilung führen und auf diese Weise eine wesentliche normative Quelle von Moralprinzipien freigelegt werden, die für die Einschätzung und Umgestaltung des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens notwendig sind.

Das gleiche Themengebiet der Beziehung zwischen Anerkennungstheorie und Wirtschaft betritt *Emmanuel Renault*, der in seinem Aufsatz fragt, ob und in welchem Sinne Honneths Philosophie der Anerkennung als eine Erneuerung des ursprünglichen, von Max Horkheimer in den 1930er Jahren ausgearbeiteten Programms Kritischer Theorie verstanden werden kann. Obgleich der Terminus „Kritische Theorie“ ursprünglich nur eine euphemistische Referenz an den Marxismus war, behauptet Renault, dass sich die kontroverse Frage nach der Beziehung zwischen der Theorie der Anerkennung und dem ursprünglichen Programm der Kritischen Theorie nur dann klären lasse, wenn das Verhältnis dieses Theorieprogramms zu Marx selber geklärt werde. Im vorliegenden Aufsatz analysiert Renault verschiedene Schlüsselkomponenten der Anerkennungstheorie, um einschätzen zu können, inwieweit die von Marx gestellten kritischen Aufgaben innerhalb ihres eigenen sozialtheoretischen Rahmens erneut aufgegriffen werden können. Die Ausführungen konzentrieren sich auf folgende Fragen: 1. Ist die der Theorie angemessene Rolle die einer normativen Philosophie oder die einer Sozialtheorie? 2. Welches Verständnis sozialer Kämpfe zeichnet sie aus? 3. Was sind die interpersonalen Interaktionen, Institutionen und sozialen Strukturen, was deren Wechselbeziehungen – insbesondere hinsichtlich ihres Erklärungspotentials für den Kapitalismus und die gesellschaftliche Entwicklung? 4. Welche Beziehung besteht zwischen verschiedenen historischen Diagnosen und bestimmten Kritiken der gegenwärtigen Gesellschaft, wie sie sich in konkurrierenden Modellen zeitgenössischer, durch Marx inspirierter Gesellschaftstheorie bekunden? Abschließend vertritt Renault die These, die Theorie der Anerkennung könne in der Tat das Erbe der Kritischen Theorie antreten – d. h. als eine interdisziplinäre Theorie, die von der Absicht geleitet ist, die abstrakten Fragen der politischen Philosophie so zu reformulieren, dass sie durch eine materialistische Gesellschaftstheorie in Angriff genommen werden können. Allerdings werde dies nur dann möglich sein, wenn sie ihren kritischen Scharfsinn mit einer umfassenden Gesellschaftstheorie verbindet, die überzeugender zu sein hat als der ursprüngliche Marxismus oder die Theorie des kommunikativen Handelns.

Genau genommen müssten, so *Hans-Christoph Schmidt am Busch*, die gleichzeitige Analyse und Kritik des gegenwärtigen Kapitalismus durch eine auf diese Zwecke zugeschnittene Theorie der Anerkennung fortgeführt werden. Zur Stützung seiner These umreißt er erst einmal Honneths Anerkennungstheorie, rekonstruiert die gegen dessen Kapitalismusanalyse gerichteten Einwände (deren profundeste von Nancy Fraser stammen) und zeigt dann, wie eine sorgfältige Betrachtung der Beziehung zwischen sozialer Wertschätzung und wirtschaftlichen Tätigkeiten diese Einwände entschärfen kann und gleichzeitig überzeugendere Antworten auf

drängende sozialtheoretische Fragen vermittelt. Insbesondere vertritt Schmidt am Busch die These, dass theoretisch sorgfältig zwischen verschiedenen Arten von Wertschätzung, Selbstwertschätzung und deren jeweiligen Beziehungen zur eigenen wirtschaftlich relevanten Arbeit zu unterscheiden sei. Die Kritische Theorie müsse diese Differenzierung vornehmen, um begründet darlegen zu können, wie gegenwärtige Praktiken meritokratischer Wertschätzung zu einem letztlich unstillbaren Bereicherungswillen und beruflichem Erfolgstreben, Geltungskonsum sowie zur Schwächung sozialstaatlicher Sicherungssysteme führen. Darlegungen dieser Art machen dann aber die vermeintliche Notwendigkeit gesonderter funktionalistischer Überlegungen zu ökonomischen Fragen obsolet. Zugleich machen sie den Weg frei für die Entwicklung einer umfassenden, anerkennungstheoretisch begründeten Analyse und Kritik des Kapitalismus.

Auch *Jean-Philippe Deranty* erhebt in seinem Beitrag den Einwand, eine à la Fraser betriebene Kritik anerkennungstheoretischer Zugänge zur politischen Ökonomie verfehle ihr Ziel. Allerdings setzt seine Verteidigung an anderer Stelle an. Deranty wendet sich direkt der vermeintlich größten Schwachstelle der Anerkennungstheorie zu – ihrem Versuch, die Quellen distributiver Ungerechtigkeit mittels eines moralischen, psychologischen Konzepts zu verdeutlichen –, rekonstruiert die kritischen Einwände, ehe er einwendet, nur das hermeneutisch sensible Instrumentarium der Anerkennungstheorie könne die Sozialpathologien auf dem Niveau und in der Grammatik genau erfassen, auf dem und in der sie alltagsweltlich von jenen erfahren werden, die unter den verheerenden Wirkungen wirtschaftlicher Ungerechtigkeit leiden. Obwohl diese ‚Kritik durch Erfahrung‘ deutlich mache, dass die Anerkennungstheorie beim Erfassen von Sozialpathologien weit scharfsinniger verfährt als alternative funktionalistische Darstellungen ökonomischer Erscheinungen, demonstriere sie doch noch nicht die explanatorischen Vorzüge der Anerkennungstheorie. Um diese Vorzüge zu erweisen, deutet Deranty auf die großen Schnittmengen, die zeitgenössische Formen unorthodoxer politischer Ökonomie, u. a. die Institutionenökonomik, insbesondere aber die Regulationstheorie, mit der Theorie der Anerkennung teilen. In diesen sieht er folglich vielversprechende Kandidaten für eine Integration rekognitiver Sozialtheorie in die ökonomische Theorie. Angesichts einer solchen Perspektive müsse sich die Kritische Theorie nicht mit einer zweigeteilten Analyse bescheiden, die das Moralische vom Ökonomischen trennen und, zumindest stillschweigend, einräumen würde, dass gegenwärtige kapitalistische Märkte einen relativ normfreien Block der gesellschaftlichen Wirklichkeit bilden, der jeder emanzipatorischen Umgestaltung widerstreitet.

Die letzten beiden Abhandlungen wenden sich wieder grundlegenden Fragen der Ontologie, Handlungstheorie, der Moralpsychologie und Ethik zu. Sie tun dies, indem sie Akte der Anerkennung selbst zum Gegenstand ihrer sorgfältigen Analysen machen. So beschäftigt sich *Arto Laitinen* in seinem Beitrag mit der Frage, was genau als Gegenstand von Anerkennung zählt, wer als Anerkennungsgeber, wer oder was als Gegenstand von Anerkennung zählen kann und was genau der Bereich der Merkmale ist, auf die man in Akten der Anerkennung antwortet. Diese Analyse erfolgt angesichts der anerkennungstheoretisch grundlegenden Erkenntnis, dass Anerkennung für Individuen wie im gesellschaftlichen Leben speziell deshalb bedeutsam ist, weil sie in einem wesentlichen Zusammenhang mit den praktischen Selbstbeziehungen des jeweiligen Individuums steht, insbesondere mit dessen Selbstsinn [sense-of-self]. Allerdings bemerkt Laitinen dabei eine Spannung, die in der Anerkennungstheorie zwischen denen bestehe, die sich auf eine von zwei Einsichten konzentrieren. Einerseits wer-

de behauptet, Anerkennungsakte seien dann erfolgreich, wenn ein Anerkennungsgeber angemessen auf einige normativ bedeutsame Gegenstandsmerkmale antwortet – eine erfolgreiche Anerkennung könne somit ohne irgendeine normativ geleitete Wechselseitigkeit seitens des Anzuerkennenden vonstatten gehen. Laitinen nennt das die Intuition der „adäquaten Würdigung“. Andererseits werde behauptet, erfolgreiche Akte interpersonaler Anerkennung können nur dann erfolgen, wenn der Empfänger von Anerkennung bestimmte Fähigkeiten besitzt, insbesondere jene, den Anerkennenden als einen zur Anerkennung befähigten Anerkennenden anzuerkennen. Laitinen nennt das den „Gegenseitigkeitsgedanken“. Weil aber für jede der beiden Einsichten gute Gründe sprechen und die Heraushebung eines von beiden den Bereich anerkennungstheoretisch relevanter Phänomene in ungerechtfertigter Weise beschränken würde, benötigten wir, so Laitinen, eine zweiteilige, zwischen beiden Sinnrichtungen unterscheidende Darstellung. Obwohl er eingesteht, dass es sich hierbei nur um eine technisch-begriffliche Differenzung handelt, empfiehlt er zwischen *anerkennen* und *anerkannt werden* im Hinblick auf adäquate Würdigung und *Anerkennung geben* und *erhalten* für den Gegenseitigkeitsgedanken zu unterscheiden.

Heikki Ikäheimo zielt auf eine analytische Darstellung von Anerkennung, die Themen verschiedener philosophischer Traditionslinien und Sachbereiche systematisch miteinander zu verbinden vermag. Er plädiert dafür, Anerkennung generell als „praktische Einstellung, etwas oder jemanden für eine Person zu halten“, zu verstehen. Damit erhebt er den Anspruch, hinter das Wesentliche der Rede von Anerkennung zu kommen – wie verschieden das Gesagte auch immer sein mag –, die sowohl die gegenwärtige kritische Sozialtheorie als auch die zeitgenössische Hegelforschung praktiziert. Seine Darstellung sei umfassend genug, um die verschiedenen, in diesen Diskursen angesprochenen Themen mittels eines einheitlichen, holistischen Anerkennungsbegriffs abzudecken. Auch behauptet er, seine Konzeption sei in der Lage, die mannigfaltigen anerkennungstheoretischen Diskussionen zusammenzuführen, die in den verschiedenen philosophischen Teilgebieten geführt werden – in der Ontologie, der philosophischen Anthropologie und Handlungstheorie wie auch in der Ethik, der Politik- und Sozialtheorie. Ikäheimos strategische Absicht ist es zu zeigen, inwiefern Anerkennung einerseits für verschiedene Aspekte voll entfaltetem Personseins konstitutiv ist, andererseits aber auch (möglicherweise) den grundlegenden Faktor bei der Bildung von Werturteilen bildet, welche Handlungen, Personen, interpersonale Beziehungen und sozialpolitische Institutionen betreffen. Abschließend verknüpft er seine Anerkennungsanalyse mit der Vorstellung, gesellschaftliche Anerkennung sei der Motor geschichtlichen Fortschritts. Letztendlich möchte er zeigen, dass die Philosophie der Anerkennung auf ein holistisches philosophisches Bild des gesellschaftlichen Lebens zielt, das sowohl ontologisch akkurat als auch gesellschaftskritisch aufschlussreich ist.

Aus dem Amerikanischen von Veit Friemert